Lieber lebendig als tot

Das Haus ist alt, Baujahr 1890. Im Garten stehen zwei Linden, die genauso viele Jahre aufd em Buckel haben. Dann sind da auch noch die Untermieter. Und natürlich Nick und ich.

Unsere Arien-schmetternde Untermieterin war abgerauscht, vertrieben von den Mäusen, die sich in ihre Handtasche geschlichen hatte (siehe Kanonengeschichte „Ein Herz für Mäuse“). Das versöhnte mich mit den ansonsten lästigen Tieren, ich liess sie gewähren und verschob die Lösung des Problems auf den nächsten Herbst. Als er vor der Tür stand, holte ich Rat bei meiner Mutter, einer Mäuse-Expertin. Sie hatte in ihrem Häuschen jahrelang allerlei ausprobiert und scheiterte an der Intelligenz dieser Tiere. Höhepunkt war ein geradezu genialer Selbstverteidigungsakt der Mäuse: Meine Mutter hatte im Keller eine Schachtel aufgestellt, aus der durch ein Loch in der Ecke kleine Giftköder heraus kollerten. Wurde einer gefressen, rutschte der nächste nach. Aber die Mäuse durchschauten das Manöver: Sie bauten mit kleinen Steinen eine Mauer rund um das Loch, so dass kein Artgenosse mehr darauf hereinfallen und sich einen Köder schnappen konnte. Ich hätte meiner Mutter kein Wort geglaubt – aber sie hatte eine Foto als Beweismittel. Ich bewunderte die Mäuse dafür. So etwas von clever!

Seither informiert sich meine Mutter regelmässig über die neueste Errungenschaft zur Mausbekämpfung und ihr Tipp kam denn auch wie aus der Kanone geschossen. „Gift! Und zwar das allerneueste!“, rief sie ins Telefon und schickte mir per Post einen ganzen Packen davon. Zuoberst im Paket lag ein Zettel, auf den sie mit dickem Stift geschrieben hatte: „Achtung!!!! Nur mit Handschuhen anfassen!“ Gut verpackt in einer Plastiktüte steckten Dutzende viereckige Würfel – genug, um die ganze Mäusepopulation von Luzern zu tilgen. Nach dem Anknabbern würden die Tiere ohne zu leiden sterben. Das überzeugte mich, auch wenn ich bis heute nicht weiss, wie so etwas funktionieren kann. Jedenfalls sollte dieser freundliche Tod zwar schnell eintreten, aber trotzdem erst dann, wenn die Mäuse nach dem Knabbern ins Freie gelaufen seien. Gut. Mit Handschuhen ausgerüstet, zog ich einen Würfel raus und montierte ihn an einer Schnur unter dem Spülstein in der Küche. Dort vergass ich ihn. Nur einmal - als wir Besuch mit kleinen Kindern hatten, die überall herum krabbelten -, erschrak ich im Nachhinein und schaute nach, wo der Giftwürfel war. Er war weg.

Den grössten Teil des Winters verbrachten Nick und ich in Indien, weil es im Kanonen-Haus kälter als ein Kühlschrank ist. Als wir zurückkehrten, war es noch immer kalt. Wir drehten die Heizung auf. Mit der Wärme kam der Gestank. Ich fand sie nirgends, die tote Maus. Nicht unter dem Bett, dem Schrank oder hinter der Heizung. Schrecklich. Höllisch. Ich kroch stundenlang herum, die Nase am Holzboden. Irgendwo im Zwischenboden wird sie sein. Aber wo? Ich stopfte meterweise Aluminium in die zahllosen Ritzen, ich räucherte kiloweise Duftkerzen, ich liess die Fenster Tag und Nach offen. Vergeblich. Nach einer Woche normalisierte sich die Lage. „Soll ich wieder Gift schicken?“, fragte meine Mutter bald darauf. „Danke. Wir machen das jetzt wieder mit Fallen. Lieber lebendig als tot.“